


Nr. 189. Bromberg, den 20. August 1932.

# »Verrat an Woltmann«

## Von G. Panstingl



### I.

### Bankier Woltmann wird bestohlen.

Jäh und unerwartet flog die Türe auf. Die Mädchengestalt am Schreibtisch fuhr herum. Ein halblauter Schrei erstickte im Entstehen. Eine geöffnete Holzdose fiel aus kraftlosen Händen mit hartem Schlag zu Boden. Münzen und Banknoten rollten heraus, und mit entgeisterten Augen starrte Martha Steiger, Sekretärin des Eigentümers der Woltmannbank in Wien, auf Willi Woltmann, den Sohn ihres Chefs. Er war unerwartet und ungestüm eingetreten und sah sie nun verblüfft und verständnislos an.

Was sollte das bedeuten? Das eigenartige Bild, das sich ihm bot, paßte nicht in den Rahmen des väterlichen Geschäftes. Dort war es keine Gewohnheit, daß Schreibfräuleins in den Laden Abwesender herumstöberten. Und gewiß nicht in der des Chefs!

Die Woltmannbank war eine der alten und gediegenen Privatbanken in Wien. Willis Großvater hat sie gegründet. Nun leitete sie sein Vater, heute selbst schon ein Mann knapp an die Sechzig, und die Bank hatte sich stets in aufsteigender Linie entwickelt. Vor etwa zehn Jahren war sie in die neuen Räume an der Ecke des Stefansplatzes und der Singerstraße übersiedelt, ins Herz der alten Stadt, dem „Stock im Eisen" gegenüber, dem Wahrzeichen Wiens, und war selbst ein Wahrzeichen gediegenen Wiener Patriziertums geworden. Sie hatte sich eine Überlieferung aufgebaut.

Die Stütze des alten Chefs war der Prokurist Holzhauser. Er war als junger Mann eingetreten und hatte sich hinaufgearbeitet. Freunden gegenüber pflegte Woltmann zu sagen:

„Ich bin froh, daß ich Holzhauser habe. Wenn mir etwas zustoßen sollte, bevor Willi so weit ist, dann hat er an Holzhauser die beste Hilfe, die man sich denken kann."

Willi war des seit Jahren verwitweten Bankiers einziger Sohn und Erbe. Der junge Mann hatte sich entwickelt, daß sein Vater stolz auf ihn sein durfte.

Seine Mutter war die Tochter des Grafen Startschewitsch, eines russischen Diplomaten, der längere Zeit in Wien sein Heimatland vertreten hatte. Es war eine Liebesheirat gewesen, und es hatte einen harten Kampf gekostet, bis alle Hindernisse überwunden waren.

Natürlich sprach und schrieb Willi Russisch wie ein Russe. Selbst wenn er betete, betete er Russisch; denn die Mutter hatte es ihn so gelehrt. Auch das Heimatland der Mutter kannte er ausgezeichnet, da er viele Sommer auf den Gütern seiner russischen Verwandten verbracht hatte.

Mit achtzehn Jahren schickte ihn der Vater nach Deutschland, um Staatswissenschaften zu studieren. Am Ende des vierten Studienjahres, gleichzeitig mit dem Abschluß dieser Studien, rief ihn ein Telegramm nach Wien zurück.

Am nächsten Tage stand er am Totenbett seiner Mutter. Gleich der Kaiserin Elisabeth eine leidenschaftliche Reiterin, war sie diesem Sport zum Opfer gefallen. Ein Kaninchenloch auf der Wiese, über die sie eben in leichtem Galopp ritt, hatte den Unfall verursacht. Das Pferd war mit dem rechten Vorderhuf eingebrochen und hatte sich überschlagen. Der unsinnige und gefährliche Damensattel mit dem doppelten Horn hinderte Frau Alexandra am Abspringen, und die einzige Gunst, die ihr das Schicksal erwies, war, daß es sie nicht lange leiden ließ.

Für den Bankier war der Verlust ein fürchterlicher Schlag, der ihn bis ins Lebensmark traf. Sein Herz klammerte sich nun mehr denn je an seinen Sohn. Willi blieb in Wien und studierte nun an der Handelshochschule, zugleich aber arbeitete er einen Teil des Tages in der Bank seines Vaters. Bei seiner ausgesprochenen Begabung erfaßte er das Bankwesen ebenso rasch wie seine Studienfächer.

Der Prokurist Holzhauser stand ihm in dieser Lehrzeit treu zur Seite.

Als es dann galt, das Freiwilligenjahr abzudienen, wählte der junge Woltmann eine reitende Truppe.

Nach Ableistung seiner Übungen verließ Woltmann das Regiment und ging in die Bank seines Vaters zurück, um nun dauernd dort zu bleiben.

Es war an einem Sonnabendvormittag. Der alte Herr Woltmann war zu einer Besprechung in eine der Großbanken gegangen. Willi arbeitete eifrig; denn es gab noch viel zu erledigen.

Plötzlich sah er, daß er einen Sachverständigenbericht nötig hatte, der auf dem Schreibtisch seines Vaters lag. Um nicht zu lange warten zu müssen, ging er selbst in den ersten Stock, wo das Bureau seines Vaters lag. Rasch durchschritt er das Vorzimmer und bemerkte nicht einmal, daß das Schreibfräulein, das dort als Sekretärin seines Vaters arbeitete, nicht anwesend war, sondern ging auf die innere Tür zu und öffnete sie.

Mit erstauntem Blick sah er, daß die Sekretärin sich über die linke offene Schreibtischlade beugte, in der Hand eine kleine Holzdose. Das ertappte Mädchen sah ihn blutrot und entsetzt an. Die Holzdose war eine Art Geheimkasse

seines Vaters. Bankier Woltmann war als gutherzig bekannt und bekam nicht selten Besuche von Personen oder Vereinigungen, die um Unterstützung baten. Um das, was er spendete, nicht über ein Konto laufen zu lassen, bewahrte er in dieser Holzdose stets etwas Geld auf.

„Fräulein Steiger, was soll das bedeuten? Wie kommen Sie zu dieser Dose?"

Das Mädchen begann zu zittern und brach in Tränen aus. Gegen alle Wahrscheinlichkeit hatte Willi gehofft, sie würde irgend eine natürliche Erklärung des Vorfalles geben können. Als diese ausblieb, sah er wohl oder übel ein, daß Martha Steiger eine Diebin war. Sie war eine gewandte Sekretärin, hatte ein gefälliges Äußeres, war aber erst seit sechs Monaten in der Bank, und man wußte eigentlich nicht viel von ihr. Der Vorfall war ihm außerordentlich peinlich. Doch irgend etwas mußte geschehen.

„Wieviel haben Sie aus der Dose genommen?"

Schluchzend warf Martha Steiger eine Hundertkronennote auf den Tisch. Und dann geschah etwas, was Woltmann nicht erwartet hatte. Das Mädchen warf sich ihm zu Füßen, umschlang unter stoßweisem Schluchzen seine Knie, versuchte seine Hände zu küssen und wimmerte, er möge sie nicht unglücklich machen.

Als er sich freimachen wollte, kam es beinahe zu einem regelrechten Ringkampf. Eigentümlicherweise gingen dabei die Blusenknöpfe des Fräulein Steiger auf, die sich aber gar nicht beeilte, sie zu schließen, sondern ihre Aufregungsszene weiterspielte.

„Ich hätte es nie getan, wenn meine Mutter nicht so krank wäre. Ich mußte Geld haben."

Woltmann wußte gar nicht, ob Martha Steiger noch eine Mutter besaß oder nicht, geschweige denn, ob diese krank oder gesund war. Ihn ekelte der ganze Auftritt an.

„Vielleicht wäre es gut, wenn Sie zuerst einmal Ihre Bluse wieder in Ordnung brächten, Fräulein Steiger."

Das Mädchen spielte ein geschicktes Erschrecken und knöpfte scheu verlegen zu.

Woltmann war bestrebt, den Auftritt sobald als möglich zu beenden. Natürlich mußte Martha Steiger sofort entlassen werden. Aber immerhin gewährt eine Bank solchen Naturen Vorteile; denn es ist peinlich, wenn das Publikum von, wenn auch noch so geringfügigen, Diebstählen erfährt.

„Legen Sie die Banknote wieder in die Dose!"

Martha gehorchte.

„Wieviel Gehalt haben Sie?"

„Hundertachtzig Kronen, Herr Woltmann."

„Warten Sie einen Augenblick in Ihrem Zimmer!"

Woltmann legte die Dose zurück, schloß den Schreibtisch und ging hinaus, sperrte aber das Zimmer seines Vaters hinter sich ab. Dann ging er hinunter zu Holzhauser. Mit diesem besprach er rasch die Angelegenheit.

„Sie muß sofort die Bank verlassen. Vielleicht läßt es sich so machen, daß mein Vater den wahren Sachverhalt nicht erfährt. Das Gefühl, daß in seinem Privatzimmer so etwas geschehen konnte, wäre ein böser Schlag für ihn. Den möchte ich ihm ersparen."

Holzhauser stimmte zu. Woltmann entnahm seinem Privatkonto einen Betrag und ging wieder hinauf. Er fand Fräulein Steiger bereits mit Hut und Handschuhen fertig zum Weggehen. Das erleichterte seine Aufgabe.

„Hier ist ein Monatsgehalt für Sie. Es ist natürlich unmöglich, daß Sie weiter hier bleiben. Nicht aus Rücksicht auf Sie, sondern auf meinen Vater wünsche ich nicht, daß dieser den wahren Sachverhalt erfährt. Schreiben Sie ihm daher noch jetzt vor ihrem Abgang einen Brief, in dem Sie ihm irgend einen glaubhaften Grund für Ihr plötzliches Weggehen geben."

Martha Steiger war dieser Aufgabe gewachsen. Rasch zog sie die Handschuhe wieder aus und setzte sich nieder. In einer Minute war sie fertig und reichte Woltmann den Brief.

„So! Nun noch Folgendes, Fräulein Steiger! Ich habe keine Lust, Ihnen eine moralische Standpredigt zu halten. Sie müssen für sich selbst entscheiden, ob der Weg, den Sie gegangen sind, der richtige war. Sie haben mir mitgeteilt, daß Sie das Geld genommen haben, weil Ihre Mutter krank sei. Ich will nicht untersuchen, ob dies wahr ist oder nicht."

„Ein Glück", dachte Martha.

„Ich will es als wahr annehmen. Hier haben Sie die hundert Kronen, die Sie sich aneignen wollten und die Ihnen mein Vater sicher geschenkt hätte, wenn Sie ihm ein Wort über Ihre Lage erzählt hätten. Verwenden Sie das Geld für Ihre Mutter."

Das Mädchen riß die Augen auf. Gab es wirklich soviel edelmütige Dummheit auf der Welt? Die hundert Kronen waren für ihren morgigen Sonntagsausflug bestimmt gewesen. Aus gewissen Gründen wollte sie dazu einen neuen Hut, Handschuhe und Seidenstrümpfe haben.

Und der gute Junge mit dem ernsten, lieben Gesicht, der als Husarenleutnant so fesch ausgesehen hatte, gab ihr das Geld nun wirklich.

Auf alles war Woltmann gefaßt, aber nicht auf das, was nun kam.

Plötzlich fühlte er Martha Steigers Arme um seinen Hals und einen Kuß auf seiner Wange. Ehe er sich von seiner Verblüffung erholen konnte, war sie aus dem Zimmer geeilt.

Halb ärgerlich und halb verlegen starrte der junge Mann auf die bereits wieder geschlossene Tür.

Er verstand den Vorfall nicht. In seinem Gesicht war eine leichte Röte aufgestiegen. Ohne zu wissen, was er tat, zog er ein Taschentuch hervor und rieb sich seine Wange, während seine Gedanken zu Herma Hochstätten flogen.

## II.

### Ein Sommersonntag in Hadersdorf.

Die Villa des Großindustriellen Hochstätten war ein beliebter Treffpunkt der Gesellschaft von Hadersdorf, jener kleinen Villenkolonie bei Wien, wo sich vor langen Jahren ein Kreis alter und gediegener Wiener Patrizierfamilien angesiedelt hatte.

Bei den Hochstättens traf sich die Jugend. Herma, die älteste der drei Töchter des Hauses, war neunzehn Jahre und von so außerordentlicher Schönheit, daß der berühmte Böckinger sie für die Ausstellung im Künstlerhaus gemalt hatte.

Sie war mit der großen Sorgfalt, die der Reichtum und die Liebe ihrer Eltern gestatteten, erzogen, und wenn man ihr einen Fehler nachsagen konnte, dann war dies ein gewisser Hochmut und Unnahbarkeit.

Zwischen ihr und der nächstältesten Schwester waren volle acht Jahre Altersunterschied. Else war elf und ihre Schwester Helene, das Nesthäkchen der Familie, zählte erst zehn Jahre. Auffällig war es, daß gerade die Jüngste der Ältesten überraschend ähnlich sah.

Man schätzte den alten Hochstätten, der vier große Seidenspinnereien besaß, auf eine gute Anzahl Millionen. Er und „Mama Hochstätten" hatten es gern, wenn das Haus voll von Gästen war.

Auch an diesem Sommertag war eine fröhliche Gesellschaft beisammen, die sich vollzählig zum Tennisplatz im Park begeben hatte. Im offenen Sommerhäuschen, das an eine Breitseite des Platzes angebaut war, saßen Hochstätten und seine Frau und diejenigen Gäste, die am Spiel nicht beteiligt waren. Johann, der Gärtner, der zugleich als Diener auftrat, reichte Erfrischungen herum. Im Augenblick waren alle beschäftigt einer Partie zuzusehen, die einen fesselnden Endkampf bot. Auf der einen Seite spielte Herma mit dem jungen Woltmann, auf der anderen ein Geschwisterpaar, Kinder eines Nachbarn. Auf dem hohen Schiedsrichterstuhl thronte Freddy Hasenauer, ein Regimentskamerad Woltmanns. Die Partie stand beinahe völlig gleich. Beide Paare waren glänzende Spieler, und einige Male unterbrach lebhafter Beifall der Zuschauer den Gang des Spieles. Endlich machte ein gewaltiger Smash des jungen Woltmann dem Kampf ein Ende. Händeklatschen erscholl, die Paare grüßten, und eine andere Partie trat an.

Herma und Willi schlenderten in den Garten, ohne daß dies die Aufmerksamkeit der anderen erregt hätte. Am runden Platz bei der Sonnenuhr setzten sie sich auf die Bank, die dort in einer durch Gebüsch gebildeten Nische stand.

„Das hast du glänzend gespielt“, sagte Herma. „Der letzte Smash war bildschön. Überhaupt scheint es, daß wir schon gut aufeinander eingespielt sind. Wir haben in der letzten Zeit wenig Partien verloren.“

„Das stimmt. Wir sind uns im Beginn immer zu sehr in den Weg gelaufen. Jetzt ist unser Spiel besser verteilt. Außerdem hat sich deine Backhand sehr verbessert.“

„So? Findest du?“

Bei diesen Worten sah Herma auf und blickte ihm voll in die Augen. Sie war sichtlich erfreut über das Lob. Gleich darauf aber senkte sie den Blick wieder.

Im Gespräch war eine Pause eingetreten.

Plötzlich hörte sie neben sich die bittenden Worte:

„Herma, schau doch nicht weg!“

Die tiefe Innigkeit des Tones zitterte in ihr mit. Sie wendete langsam den Kopf, so, daß sie ihrem Partner wieder voll in die Augen blickte. Eine leichte Röte war über ihren Hals bis zu den Schläfen hinaufgestiegen. Ihre Augen strahlten.

Keines von beiden sprach ein Wort.

„Gibt es denn wirklich soviel Glück, Herma?“

Sie beugte sich vor und schlang ihm die Arme um den Hals.

„Sag, Willi! Wir wollen es festhalten. Es muß unser sein, dieses Glück. Und bleiben! Nicht daran rühren!“

In diesem Augenblick hörten sie eine helle Kinderstimme ihre Namen rufen. Ein flüchtiger, blitzschneller Kuß, beide sprangen auf und gingen dem Geräusch entgegen, das eilende Kinderfüße auf dem Kies des Gartenweges machten.

Schon von ferne rief Helene ihnen zu:

„Herma, Onkel Willi! Mama ruft euch zum Essen.“

Woltmann hatte seinen Arm um Herma gelegt. So schritten sie zum Haus. Zu ihrer Überraschung standen sie plötzlich vor Mama Hochstätten, zu spät, um sich aus der Verschlingung der Arme zu lösen. Die lächelte ihr feines und leises Lachen und sagte nur:

„Kinder, Kinder, seid ihr aber unvorsichtig!“

Herma flog auf die Mutter zu und umhalste sie. Woltmann ergriff ihre Hand, küßte sie und sah ihr stumm bittend in die Augen.

„Mir ist's ja recht, Kinder, und ich freue mich und bin glücklich, daß es so gekommen ist. Meinen Segen habt ihr. Aber nun zu Papa. Ich will nichts vor ihm voraushaben.“

So kam es, daß die Gäste ausnahmsweise eine volle Viertelstunde warten mußten, da der Hausherr und die Hausfrau zu spät kamen. Als diese aber mit dem glückstrahlenden Paar eintraten, da wußte jeder, wieviel es geschlagen hatte. Bevor Papa Hochstätten noch imstande war, eine Erklärung abzugeben, erklangen die Hochrufe. Im Speisezimmer war ein Trubel und ein Durcheinander von fröhlichen und lachenden Menschen.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Schuld.

**Von Brigitte von Arnim.**

Sie traten aus dem Portal des Krankenhauses: Werner Wendland, der Arzt, und Elisabeth Westhoven, die Schwester. Es war Abend geworden, ohne daß sie es gemerkt hatten in ihrer gemeinsamen Arbeit.

Als sie an einer der zahlreichen Ruhebänke vorbeikamen, hielt Doktor Wendland plötzlich an. „Wollen wir uns nicht ein klein wenig ausruhen, Schwester Elisabeth? Wir haben es beide heute redlich verdient.“

Sie kam seiner Aufforderung wortlos nach. Ihr Gesicht mit den ernsten, fast schwermütigen grauen Augen war blaß. — Nun ist es also soweit, dachte sie, ich habe gefühlt, daß es heute kommen würde!

Elisabeth Westhoven hatte sich nicht geirrt. Nachdem sie eine kleine Weile stumm nebeneinander gesessen hatten, begann Werner Wendland zu sprechen. In zarten, fast behutsamen Worten warb er für sich, für das tiefe Gefühl, das ihn mit der Frau neben sich verband. „Werden Sie meine Frau, Elisabeth!“ bat er zuletzt demütig.

Es dauerte lange, ehe sie antwortete, ehe sie Herr war über ihr dummes, vor Glück zitterndes Herz. Als sie dann sprach, klang es, als käme ihre Stimme sehr weit her, so tonlos und müde war sie. „Ich kann nicht, Werner — seien Sie mir nicht böse! Ich darf es nicht! Gerade weil es mein höchstes Glück wäre, darum darf ich es nicht.“

Er sah sie fassungslos an. „Ich verstehe Sie nicht, Elisabeth. Wer hindert Sie daran, einzuwilligen?“

Ihr Blick verlor sich im sanften Graublau der Dämmerung. Leise erwiderte sie: „Ein Wort, das ich einem Toten gab, Werner. Ich habe eine große Schuld abzutragen.“

„Eine Schuld?“

Die Frau holte tief Atem, ehe sie begann:

„Sie wissen, daß ich schon einmal verheiratet war. Ich war noch sehr jung damals und unbeschreiblich glücklich. Ich liebte und wurde wieder geliebt, und unser Glück fand seine Krönung in unserem Kinde. Ja, ich hatte einen Sohn, einen süßen kleinen Jungen. Drei Jahre alt war er damals, als das Unglück über uns hereinbrach.

Mein Mann hatte den Kleinen zu einem Spaziergang mitgenommen. Unterwegs traf er einen Bekannten, verweilte bei ihm in kurzem Gespräch. Und in diesen wenigen, unbewachten Minuten geschah es. Das Kind lief auf den Fahrdamm, schon kam ein Auto herangebraust — es konnte nicht mehr rechtzeitig halten. Der Junge wurde überfahren. Als man ihn mir brachte, war er bereits tot . . .“

Die Frau schwieg sekundenlang, überwältigt von Erinnerungen. Dann fuhr sie tapfer fort:

„Das Unglück soll einen Menschen verinnerlichen, vertiefen, soll ihn zu sich selbst führen und ihn gut machen. Mich machte es dagegen nur bitter und hart. Erlassen Sie mir die Schilderung meiner Verzweiflung. Ich wollte das Unglück nicht fassen, wurde nicht still und demütig, sondern gehässig und aufsässig und bäumte mich voll leidenschaftlichen Trotzes dagegen auf. Ich sah nicht, wie neben mir noch ein Mensch litt: mein Mann, der vollkommen gebrochen war, sich aber dennoch bemühte, mich aufzurichten.

Wieder einmal saß ich, wie so oft, tatenlos am Fenster, vor mir auf dem kleinen Tisch das Bild des Jungen. Da tat sich die Tür auf und mein Mann trat herein. Ich sehe noch, als wäre es gestern, wie er langsam näherkam, zögerte, vor mir stehenblieb. Er hätte wohl gern meine Hände gefaßt, aber er wagte es nicht.

Er sah mich an, sah auf das Bild, sah wieder auf mich. „Arme Elisabeth!“ sagte er leise. Wie müde seine Stimme klang, wie sehnsüchtig! Hörte ich denn nicht, wie hier ein Herz nach mir, nach meinem Verständnis schrie? Aber ich wollte ja nicht hören in meinem sinnlosen Trotz. „Kannst du gar nicht verwinden?“ fragte er tastend, voller Güte. „Ja, es ist unsagbar schwer für uns. Aber wir wollen uns gegenseitig helfen. Dann wird sich das Leid leichter tragen lassen. Komm, gib mir deine Hand, Elisabeth! Denke daran, das Leben geht weiter — wir können wieder ein Kind haben . . .“

Ich war aufgesprungen, flammend vor Trotz und Haß. „Nein!“, schrie ich wie von Sinnen. „Nein, ich will kein zweites Kind mehr, nachdem mein erstes durch deine Schuld — durch deine Schuld starb!“

Mein Mann war einen Schritt zurückgetreten. Sein Gesicht war schlohweiß. Nur die Augen lebten in diesem erstorbenen Gesicht. Er sah mich an. Niemals werde ich diesen Blick vergessen! Er wartete wohl auf ein gütiges Wort von mir, das diesen grausamen Vorwurf auslöschen sollte; aber ich dachte nicht daran in meinem Trotz. Da wandte er sich um und ging langsam hinaus, müde, schleppend. Die Tür fiel hinter ihm ins Schloß.

Ich habe ihn lebend nie mehr wiedergesehen. — Abends brachten sie ihn mir auf einer Bahre — tot! Er hatte seinem Leben, das durch meine Schuld jeden Sinn verloren hatte, durch Erschießen selbst ein Ende gemacht . . .“

Wieder verstummte die Frau, ihre Stimme hatte zuletzt geschwankt. Erst nach einer Weile konnte sie weitersprechen:

„Sehen Sie, Werner — damals am Totenbette meines Mannes tat ich einen Schwur: Um meine Schuld zu sühnen, wollte ich von nun an auf jedes eigene Glück verzichten, wollte mein ganzes Leben nur in den Dienst der Nächstenliebe stellen, jener Liebe, die ich verraten habe, als ich die erste Feuerprobe bestehen sollte.

So bin ich Schwester geworden. In all den Jahren war meinem Herzen kein Mensch besonders teuer, bis —

Sie kamen! Und darum muß ich gerade auf dieses Glück verzichten. Das soll die Sühne für meine Schuld sein. Und nun urteilen Sie selbst, Werner: Kann man ein Wort brechen, das man einem Toten gab?"

Es war inzwischen dunkel geworden. Geheimnisvoll rauschten die alten Bäume. Am Himmel waren großzügig und einsam die ersten Sterne aufgezogen. Werner Wendland stand auf. Er war blaß, aber ganz ruhig.

„Ich danke Ihnen, Elisabeth", sagte er ernst. „Ich verstehe Sie und ehre Ihr Gelübde. Darum will ich gehen. Sie wissen, daß ich einen Ruf als Chefarzt an eine große Klinik bekommen habe. Bisher schwankte ich noch, nun aber steht es fest: ich werde dem Ruf folgen. Es ist am besten für uns beide. Leben Sie wohl!" —

Sekundenlang lagen ihre Hände ineinander, dann wandte sich der Mann um und ging davon.

Und Elisabeth Westhoven blieb allein zurück, allein mit den Bäumen, dem Himmel und der Sommernacht, die ihren dunklen Mantel sanft hinter ihr zusammenschlug . . .

---

## Späße.

Erzählt von **Hans Bethge**.

### Logik.

Ein junger Bursche aus Köln kam in sein Vaterhaus zurück, nachdem er eine Zeitlang auf Reisen gewesen war.

„Was hast du unterwegs gelernt, mein Sohn?" fragte der Vater. „Ich hoffe, du hast mein Geld nicht umsonst ausgegeben."

„Ich habe Logik studiert, Vater", war die Antwort.

„Logik?" fragte voll Erstaunen der Vater, der gerade am Eßtisch saß und eine Schüssel mit drei Püffelchen vor sich hatte.

„Ja", entgegnete der Sohn, „das ist eine sehr gescheite Wissenschaft."

„Erkläre sie mir."

„Sieh, du hast da eine Schüssel vor dir, in der sich fünf Püffelchen befinden."

„Nein", entgegnete der Vater, „es sind drei."

„Gut, es sind drei. Wer aber drei Püffelchen hat, der hat auch zwei, daran ist nicht zu rütteln. Nach den Regeln der Logik nun sind drei plus zwei gleich fünf — also hast du fünf Püffelchen in deiner Schüssel."

„Fabelhaft", sagte der Vater, „deine Wissenschaft gefällt mir. Ich bin überzeugt, daß ich tatsächlich fünf Püffelchen in meiner Schüssel habe. Drei davon werde ich jetzt verzehren, denn ich bin hungrig; die anderen zwei überlasse ich dir. Du hast sie dir mit den Regeln deiner Logik wohl verdient."

*

### Auf der Suche.

Im achtzehnten Jahrhundert kam ein damals berühmter Gelehrter von Halle nach Potsdam. In der Torwache der Stadt fragte ihn der dort postierte Soldat, wer er sei und woher er komme. Der Gelehrte nannte seinen Namen und sagte, daß er „Magister legens" in Halle sei. Der Soldat meldete dies dem diensthabenden Offizier, und dieser ließ den Gelehrten in die Wachstube kommen.

„Also Ihr seid ein so gelehrtes Haus", sagte der reichlich hochfahrende Leutnant, nachdem er die Personalien des Ankömmlings aufgenommen hatte, „da könnt Ihr schnell einmal einen geistreichen Witz machen."

Der Gelehrte war empört über diese Zumutung und über das ganze respektlose Benehmen des jungen Leutnants, sah sich im Zimmer um, bückte sich, schaute in alle Ecken und Winkel und schwieg.

„Soll das etwa Euer Witz sein?" fragte der Leutnant den Gelehrten.

„O nein", sagte dieser, „ich suche nur jemanden, der ihn versteht!"

*

### Das Denkmal.

Ein Engländer kam zur Winterszeit nach Berlin. Er wollte das Goethedenkmal sehen, von dem er viel gehört hatte, und nahm sich einen Dienstmann als Führer.

Auf dem Wege zum Denkmal fiel nun dem braven Dienstmann ein, daß ja im Winter ein Holzbau um das Monument gezimmert ist, um den empfindlichen Marmor vor Witterungseinflüssen zu schützen. Er überlegte schnell, was zu tun sei, bog mit dem Engländer ab und führte ihn schnurstracks zum Lustgarten, wo sich das Reiterdenkmal Friedrich Wilhelms III. vor dem Alten Museum erhebt. Dort angekommen, wies er mit großartiger Gebärde auf das Monument und sagte: „Joethe!"

Der Engländer betrachtete das Denkmal voll Ehrfurcht, fand es schön; aber es schien ihm merkwürdig, daß man Goethe zu Pferde dargestellt hatte, was ja bei Dichtern sonst gar nicht üblich ist.

Er fragte den Dienstmann:

„Seltsam — wie ist es nur gekommen, daß man ihn hoch zu Roß verewigt hat?"

„Das ist janz einfach", sagte der Dienstmann, der sich nicht verblüffen ließ, „das Denkmal wurde damals errichtet, als Joethe jrade sein Johr als Freiwilliger bei der Kavallerie abdiente!"

*

### Der Dieb.

Ein Dorfpfarrer bemerkte unter seinen Zuhörern in der Kirche einen Burschen, der früher mehrfach wegen Diebereien bestraft worden war. Der Pfarrer freute sich, daß der junge Mensch offenbar Reue empfand, und trat nach dem Gottesdienst auf ihn zu.

„Ich bin glücklich, daß du wieder die Kirche besuchst", sagte er zu dem Burschen — und dann eindringlich, mit erhobenem Finger:

„Hast du auch keine Gans wieder gestohlen?"

„O nein, Herr Pfarrer!"

„Auch kein Huhn?"

„Gewiß nicht, Herr Pfarrer!"

„Das ist brav", sagte der Geistliche und verabschiedete sich mit einem Händedruck.

Als er weg war, sagte der Bursche zu seinem Freunde, der neben ihm stand:

„Gottlob, daß er nicht nach Enten gefragt hat!"




### Ostpreußen hat 1202 Seen.

Man liest in Schilderungen Ostpreußens oft das Schlagwort „Land der tausend Seen". In Wirklichkeit sind es noch mehr; die Statistik, die das Fischereiinstitut der Universität Königsberg kürzlich aufgestellt hat, beweist es: Ostpreußen besitzt genau 1202 Seen, unbedeutende Tümpel gar nicht erst mitgerechnet. Insgesamt bedecken sie eine Fläche von 117 826 Hektar. Von allen ostpreußischen Regierungsbezirken ist der Bezirk Allenstein mit 673 Seen der seenreichste. Der größte See Ostpreußens, zugleich nach dem Müritzsee in Mecklenburg der zweitgrößte Binnensee Deutschlands, ist der 10 588 Hektar bedeckende Spirdingsee. An zweiter Stelle folgt mit 2914 Hektar der Nissainsee im Kreise Angerburg und an dritter der 2498 Hektar bedeckende Löwenthinsee bei Lötzen. Interessant ist, daß auf jeden Einwohner Ostpreußens rund 415 Quadratmeter Seefläche entfallen.





* **Grund zum Weinen.** Es wurde über starke Erlebnisse gesprochen und dabei die Frage aufgeworfen, wer als erwachsener Mensch geweint habe. „Ich", sprach Rossini, „habe zweimal in meinem Leben geweint, und zwar das erste Mal, als ich Paganini geigen hörte. Dann habe ich nochmal weinen müssen, als ich sah, wie ein ungeschickter Kellner einen wundervoll getrüffelten Truthahn in den Comer See fallen ließ."

---

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.